

Wohlfahrt und gesellschaftlicher Fortschritt

Der Volkswirt Martin Binder entwickelt auf der Basis verhaltens- und neurowissenschaftlicher Kenntnisse ein dynamisches Wirtschaftsmodell – und legt damit die Grundlage für einen neuen Wohlfahrtsbegriff

Volkswirtschaftler verstehen unter »Wohlfahrt« gesellschaftlichen Fortschritt und individuelles Wohlergehen, um das es umso besser steht, je mehr man verdient. Bezogen auf die gesamte Gesellschaft hängt die Wohlfahrt somit von der Höhe des Pro-Kopf-Einkommens ab. »In den letzten Jahrhunderten hatten wir in den westlichen Volkswirtschaften ein beispielloses und anhaltendes Wachstum des Pro-Kopf-Einkommens, das hauptsächlich eine Folge des technologischen Fortschritts war«, erklärt Martin Binder. In seiner an der Friedrich-Schiller-Universität Jena vorgelegten Doktorarbeit ging der Volkswirt unter anderem der Frage nach, ob ein hohes Einkommen tatsächlich ein geeignetes Maß für ökonomischen und gesellschaftlichen Fortschritt sei.

Ist die herkömmliche Definition, dass vor allem »Reichtum« unsere Wohlfahrt bestimme, nicht zu kurz gegriffen? Diese Frage – und das belegt die Aktualität von Binders Forschungsprojekt – wird mittlerweile auch auf breiter Basis in Politik und Gesellschaft diskutiert. Nicht zuletzt die weltweite Wirtschafts- und Finanzkrise zwingt zum Umdenken: In Frankreich beispielsweise sucht zurzeit eine Gruppe renommierter Wirtschaftsexperten im Auftrag von Staatspräsident Sarkozy nach neuen Kriterien für einen umfassenderen Wohlfahrtsindex. Und auch in Deutschland soll sich eine neue Enquete-Kommission des Bundestages mit der Erarbeitung eines nachhaltigen Wachstums- und Fortschrittsbegriffs befassen.

Studienpreis-Juror Eckhard Nagel:

»Martin Binder legt mit seiner Dissertation den originellen Ansatz einer evolutiven Wohlfahrtsökonomik vor. Auf der Basis neuer verhaltens- und neurowissenschaftlicher Erkenntnisse entwickelt er eine innovative Methode zur Messung gesamtgesellschaftlicher Wohlfahrt, die auch die Dynamik sich wandelnder Werte und Präferenzen zu erfassen vermag. Damit greift er ein ungelöstes Problem der Wirtschaftswissenschaften auf und leistet zugleich einen herausragenden Beitrag zur sehr aktuellen gesellschaftlichen Debatte über ein adäquates Maß für Wohlfahrt und Fortschritt.«

Wohlfahrt verdankt sich Innovationen – und die sind ein zweischneidiges Schwert: Zwar konnten Fortschritte in der Medizin unsere Lebenserwartung deutlich verlängern. Computer und Internet haben unsere Informations- und Kommunikationssysteme revolutioniert. Wir jetten in zehn Stunden in die Karibik. Doch zu den Technologiefolgen zählen auch Arbeitsplatzverluste durch Rationalisierung. Atomkraft birgt ein Sicherheits-Risiko und produziert strahlenden Atommüll. Autos, Flugzeuge, Fabriken und Fossilenergie-Kraftwerke stoßen klimaschädigendes Kohlendioxid aus. Gentechnik verändert – mit teils unabsehbaren Langzeitfolgen – die Erbsubstanz von Pflanzen und Tieren. Zu sorglos verschriebene Antibiotika »züchten« Resistenzen bei Krankheitserregern. Und nicht zuletzt führten sogenannte Finanzinnovationen, die auf der Verbriefung minderwertiger Kredite basierten, zur bislang größten Finanzkrise der Menschheit – ein Fakt, der den Ruf der Volkswirtschaftler nachhaltig beschädigte. Denn sie haben dabei versagt, das aus diesen »Innovationen« resultierende Banken-Debakel rechtzeitig vorherzusagen.

Binder wundert das nicht. Traditionell arbeiten Ökonomen mit starren und unflexiblen mathematischen Modellen, die die komplexe ökonomische Realität oft nur unzulänglich widerspiegeln. Sie betrachten den Menschen als ein hochgradig rationales Wesen, das alle seine Entscheidungen mit übermäßiger Präzision abwägt – als »eigeninteressierter Nutzenmaximierer«, wie es im ökonomischen Fachjargon heißt. »Doch trifft das wirklich zu?«, fragt Binder. »Können wir wirklich so genau sagen, ob uns ein neues Smartphone einen höheren Nutzen verschafft als etwa ein Theater-Abonnement? Außerdem gibt es in unserer Gesellschaft doch auch viele, die sich um das Wohl anderer Menschen kümmern.«

Diese streng rationale ökonomische Denkweise entstand zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als Volkswirtschaftler mit leichtem Neid auf die exakten Verfahren ihrer Kollegen aus der Physik blickten, die damals unter Max Planck und Albert Einstein wahre Triumphe feierte. Daher versuchten sie, die Ökonomik mit ähnlich präzisen Ansätzen zur »Königsdisziplin der Sozialwissenschaften« zu erheben, erklärt Binder. Sie übernahmen beispielsweise das in der klassischen Physik bewährte Prinzip der »abgeschlossenen Systeme«, in dem alle Kräfte enthalten sind und die Gesamtenergie erhalten bleibt, und übertrugen dies auf den Wirtschaftskreislauf. Auch darin, so postulierten





sie, sollten alle Kräfte, etwa von Angebot und Nachfrage, ausgeglichen sein und einem Gleichgewicht zustreben. Alle Güter, die hergestellt werden, würden auch verkauft. Alle Preise bildeten sich vernunftgetrieben und effizient durch die Heerscharen rationaler »Nutzenmaximierer«.

Doch Wirtschaft funktioniert in Wirklichkeit ganz anders – nämlich »ungleichgewichtig«, konstatiert Binder: »Wirtschaftswandel ist un stetig, rastlos und wird oft durch Krisen getrieben.« Immer wieder bilden sich Spekulationsblasen: von der US-Hauspreisblase um 2005 – die als Hauptauslöser der jüngsten Wirtschaftskrise gilt – bis zur Ölpreisblase in 2008, die den Ölpreis bis auf 147 Dollar pro Fass hochkatapultierte. All diese Extreme widersprechen der Vorstellung vernunftgetriebener Marktteilnehmer. Auslöser sind vielmehr psychologische Faktoren wie Gier oder Angst, die Märkte – völlig irrational und zuweilen »manisch-depressiv« – in euphorische Höhen und anschließend in deprimierende Baissen stürzen können, bis hin zu seriellen Banken- und Staatspleiten.

Im neuen Forschungsgebiet der Verhaltensökonomik (»Behavioral Economics«) haben Volkswirte in den letzten Jahren versucht, diese psychologischen Faktoren stärker zu berücksichtigen. Demnach ist der Mensch eben kein hochrationaler »Homo oeconomicus«, sondern zuweilen einfach »nur« ein Bündel aus Emotionen, das Entscheidungen im Affekt trifft und dabei oft danebenliegt.

Um eine tragfähige empirische Grundlage für neue Theorien zu erhalten, beschäftigen sich Verhaltensökonominnen nun sehr viel stärker mit vormals ignorierten Gebieten der Psychologie, der Soziologie und teils sogar der Neurophysiologie, die biochemische Vorgänge im Hirn untersucht. Sie verstehen Wirtschaft nicht länger künstlich als »abgeschlossenes System«, sondern als ein flexibles und grundsätzlich offenes Gefüge.

Unter diesen Prämissen hat sich Martin Binder in seiner Dissertation nun auch dem Wohlfahrtsbegriff angenähert – und dabei theoretisches Neuland betreten. Traditionell definieren Ökonomen die Wohlfahrt über die sogenannte Präferenzbefriedigung: »Die Befriedigung gegebener und fixer Präferenzen des Individuums konstituiert dessen Wohlfahrt.« Doch dieses Standardmodell macht keinerlei Aussagen darüber, was denn der Inhalt dieser Präferenzen und Bedürfnisse sein soll. »Die Frage, was das Individuum motiviert, warum viele Menschen

ähnliche Präferenzen haben und ob manche Bedürfnisse nicht vielleicht schwerer wiegen sollten als bloße Luxuswünsche, wird nicht gestellt«, sagt der Preisträger.

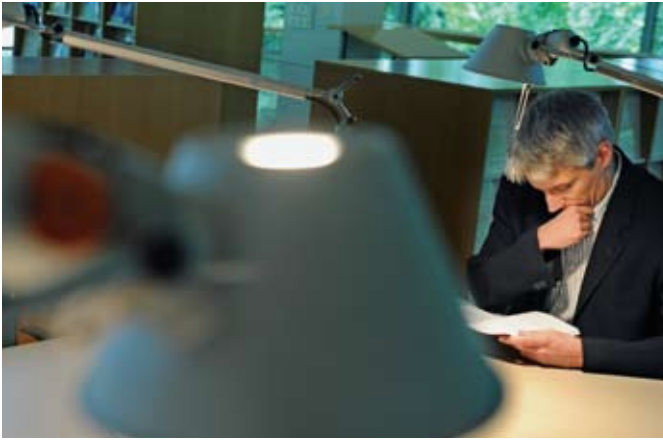
Traditionell überlassen Präferenztheoretiker alle psychologischen Faktoren den benachbarten Verhaltenswissenschaften – und gehen davon aus, dass die Motivation der Individuen allein von außen kommt. So entwickeln sie zwar Vorstellungen und Modelle »von außergewöhnlicher mathematischer Eleganz«, erklärt Binder, verlieren dafür aber oft den Bezug zur Realität. Daraus resultieren, so sein Fazit, »faktische Irrelevanz oder im schlimmsten Fall sogar laufend falsche Politikempfehlungen«.

Solche rigorosen mathematischen Modelle führten auch zur Fehlbewertung verbrieftter US-amerikanischer Subprime-Hypotheken, die von Rating-Agenturen die Höchstbewertung »AAA« erhalten hatten, sich nach Platzen der US-Immobilienblase jedoch häufig als nahezu wertlos erwiesen. Die Kurzstürze der Papiere rissen weltweit Banken in den Abgrund und erschütterten das globale Finanzsystem.

Einen entscheidenden Makel der herkömmlichen Präferenztheorie sieht Binder darin, dass sie von statischen Bedürfnissen ausgeht. Das sei schon insofern unrealistisch, als der gesamte technologische Fortschritt ständigen wirtschaftlichen Wandel – und mithin neue Präferenzen – hervorruft. Der Ökonom Joseph Schumpeter beschrieb die wirtschaftliche Dynamik 1942 als einen »ewigen Sturm schöpferischer Zerstörung«. Schlichter könnte man sagen: Das (technologisch) Bessere ist des Guten Feind. Wer will in Zeiten digitaler MP3-Player noch einen klobigen und störanfälligen »Walkman« mit analogen Audio-Kassetten?

Daraus ergibt sich für die traditionelle Präferenztheorie ein gravierendes Problem: »Wie soll ein Konsument eine Präferenz für ein Produkt entwickeln, wenn es dieses noch gar nicht gibt oder er es noch gar nicht kennt?«, fragt Binder. In seinem Ansatz geht er deshalb von einem dynamischen Präferenzmodell aus, das auf ständigem Lernen basiert und nicht wie bislang auf fixen Bedürfnissen. Der starre »Homo oeconomicus« wird so zum laufend neue Präferenzen lernenden »Homo discens«.

Geht man von ständigem Präferenzwandel aus, wird aber auch die Wohlfahrtsbewertung schwieriger: »Welche Präferenzen sind relevant für die Wohlfahrt? Jene zum Zeitpunkt A oder die »neuen« Präferenzen zu einem späteren Zeitpunkt B?«,



musste sich Binder fragen. Die Lösung suchte und fand er in einem neuen, fundamentalen Maßstab für die individuelle und gesellschaftliche Wohlfahrt. Bereits 1789 sprach der Ökonom Jeremy Bentham von einem »hedonistisch« verstandenen Nutzen. Daniel Kahneman entwickelte daraus 1997 die Theorie des »affektiven Erfahrungsnutzens«, die man – weniger abstrakt – als Streben nach individuellem Glück bezeichnen könnte.

Binder griff diese Vorstellungen auf und erweiterte sie um eine dynamische Komponente, die dem steten Wandel der Bedürfnisse Rechnung trägt. Dabei berücksichtigte er auch biologische, psychologische und neurowissenschaftliche Erkenntnisse. »Um der Dynamik des Wirtschaftsgeschehens und dem innovativen Wandel besser gerecht zu werden, habe ich die »naturalistische« Methodik der Verhaltensökonomik mit der dynamischen Ausrichtung der »evolutionären Ökonomik« kombiniert«, erklärt Binder. Der Fokus verschiebt sich dabei »weg von zeitlosen Zuständen und hin zu Entwicklungen und Prozessen«.

Um die Lernprozesse der Menschen bei der Präferenzbildung zu erfassen, stützte sich Binder zusätzlich auf die »Lerntheorie des Konsums« des Ökonomen Ulrich Witt (2001). Witt unterscheidet zwischen angeborenen Bedürfnissen, die jedem Individuum eigen sind, und solchen, die im späteren Leben zusätzlich erlernt werden. Dieses Lernen erfolgt teilweise »konditioniert« – wie beim berühmten Pawlow'schen Hundeexperiment. Pawlow schaltete immer, wenn er seinen Labor-Hunden Futter gab, eine rote Lampe an. Nach einer Weile reichte schon das Anschalten der Lampe, um bei den Hunden Speichelfluss – in Erwartung des Futters – zu erzeugen. Bei einem solchen konditionierten Lernen spielen andere Faktoren eine Rolle als das herkömmliche »ökonomische Kalkül«. Dennoch, meint Binder, könne jeder Mensch auch mit Hilfe seines Verstandes zu neuen Präferenzen kommen, etwa durch Ausprobieren: »Er lernt dann vorzuziehen, was ihm in der Vergangenheit den höheren Durchschnittsnutzen beschert hat.«

Bei seiner aktuellen Arbeit am Max-Planck-Institut für Ökonomik in Jena beschäftigt sich Binder auch mit der Glücksforschung. Psychologen haben herausgefunden, dass Menschen sich an viele Glücksgefühle – ausgelöst etwa durch einen Lotteriegewinn – recht schnell gewöhnen. Damit sie sich auf Dauer glücklich fühlen, bedarf es immer neuer Auslöser. Leid hinge-

gen – etwa chronische Schmerzen – setzt ihnen weit dauerhafter zu, es gibt kaum »Adaption«. Zu den Grundbedürfnissen des Menschen zählt daher vor allem die Vermeidung von Leid. Das hatte bereits der 341 v. Chr. geborene griechische Philosoph Epikur erkannt, der Glück als »Abwesenheit von Schmerz« definierte.

Dies ist, so Binder, auch volkswirtschaftlich relevant: »Die asymmetrische Adaption bei Glück und Leid sollte dazu führen, dass Politiker sich vor allem darum bemühen, Leid verursachende Missstände aus der Welt zu schaffen. Es gibt aber auch einen positiven Aspekt: Vielleicht ist es ja gerade der Rückgang der Freude am Gewohnten, der Konsumenten zu neuen Aktivitäten treibt – was letztlich Innovationen stimuliert.« Leid wäre demnach eine Art Motor der Wohlfahrt.

Martin Binder (32) absolvierte ein Doppelstudium der Betriebswirtschaftslehre und der Philosophie an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen. Während eines Auslandsaufenthalts studierte er Volkswirtschaftslehre an der Florida Atlantic University (USA). Von 2004 bis 2009 war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Ökonomik in Jena tätig. In dieser Zeit entstand seine Promotion in Volkswirtschaftslehre, die er an der Friedrich-Schiller-Universität Jena vorlegte. Seit 2009 ist Martin Binder wissenschaftlicher Referent am Max-Planck-Institut für Ökonomik.

Beitragstitel Innovationen, Wirtschaftskrisen und gesellschaftlicher Fortschritt – Eine wohlfahrtstheoretische Untersuchung

Martin Binder

Promotion an der Friedrich-Schiller-Universität Jena

Max-Planck-Institut für Ökonomik, Jena

Telefon dienstlich +49 3641 686-828

E-Mail binder@econ.mpg.de